

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Robert Walser: *Basta*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie den Prosatext *Basta* (1917) von Robert Walser (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie wieder, wie der Ich-Erzähler einen „guten Bürger“ beschreibt.
- Analysieren Sie die formale und sprachliche Gestaltung.
- Deuten Sie das Bild des „guten Bürgers“. Gehen Sie dabei auch auf die Ironie des Textes ein.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Robert Walser: *Basta* (1917)

Ich kam dann und dann zur Welt, wurde dort und dort erzogen, ging
ordentlich zur Schule, bin das und das und heiße so und so und denke
nicht viel. Geschlechteswegen bin ich ein Mann, staateswegen bin ich
ein guter Bürger und rangeshalber gehöre ich zur besseren Gesellschaft.
Ich bin ein suberliches, stilles nettes Mitglied der menschlichen Gesell- 5
schaft, ein sogenannter guter Bürger, trinke gern mein Glas Bier in aller
Vernunft und denke nicht viel. Auf der Hand liegt, daß ich mit Vorlie-
be gut esse, und ebenso liegt auf der Hand, daß mir Ideen fern liegen.
Scharfes Denken liegt mir gänzlich fern; Ideen liegen mir vollständig
fern, und deshalb bin ich ein guter Bürger, denn ein guter Bürger denkt 10
nicht viel. Ein guter Bürger it sein Essen, und damit basta!

Den Kopf strenge ich nicht sonderlich an, ich überlasse das andern
Leuten. Wer den Kopf anstrengt, macht sich verhaßt; wer viel denkt,
gilt als ungemütlicher Mensch. Schon Julius Csar deutete mit dem
dicken Finger auf den mageren hohlugigen Cassius, vor dem er sich 15
fürchtete, weil er Ideen bei ihm vermutete. Ein guter Bürger darf nicht
Furcht und Verdacht einflößen; vieles Denken ist nicht seine Sache.
Wer viel denkt, macht sich unbeliebt, und es ist vollständig überflüssig,
sich unbeliebt zu machen. Schnarchen und Schlafen ist besser als Dich-
ten und Denken. Ich kam dann und dann zur Welt, ging dort und dort 20
zur Schule, lese gelegentlich die und die Zeitung, treibe den und den
Beruf, bin so und so alt, scheine ein guter Bürger zu sein und scheine
gern gut zu essen. Den Kopf strenge ich nicht sonderlich an, da ich das
andern Leuten überlasse. Vieles Kopfzerbrechen ist nicht meine Sache,
denn wer viel denkt, dem tut der Kopf weh, und Kopfweh ist vollständig 25
berflssig. Schlafen und Schnarchen ist besser als Kopfzerbrechen,
und ein Glas Bier in aller Vernunft ist weitaus besser als Dichten und
Denken. Ideen liegen mir vollständig fern, und den Kopf will ich mir
unter keinen Umständen zerbrechen, ich überlasse das leitenden Staats-
männern. Dafür bin ich ja ein guter Bürger, damit ich Ruhe habe, dam- 30
it ich den Kopf nicht anzustrengen brauche, damit mir Ideen völlig
fern liegen und damit ich mich vor zu vielem Denken ängstlich frch-
ten darf. Vor scharfem Denken habe ich Angst. Wenn ich scharf denke,
wird es mir ganz blau und grün vor den Augen. Ich trinke lieber ein gu-
tes Glas Bier und überlasse jedwedem scharfes Denken leitenden Staats- 35
lenkern. Staatsmänner können meinerwegen so scharf denken wie sie
wollen und so lang, bis ihnen die Köpfe brechen. Mir wird immer ganz
blau und grün vor den Augen, wenn ich den Kopf anstrenge, und das
ist nicht gut, und deshalb strenge ich den Kopf so wenig wie möglich an
und bleibe hübsch kopflos und gedankenlos. Wenn nur leitende Staats- 40

männer denken, bis es ihnen grün und blau vor den Augen wird und bis ihnen der Kopf zerspringt, so ist alles in Ordnung, und unsereins kann ruhig sein Glas Bier in aller Vernunft trinken, mit Vorliebe gut essen und nachts sanft schlafen und schnarchen, in der Annahme, daß Schnarchen und Schlafen besser seien als Kopfzerbrechen und besser als Dichten und Denken. Wer den Kopf anstrengt, macht sich nur verhaßt, und wer Absichten und Meinungen bekundet, gilt als ungemütlicher Mensch, aber ein guter Bürger soll kein ungemütlicher, sondern ein gemütlicher Mensch sein. Ich überlasse in aller Seelenruhe scharfes und kopfzerbrechendes Denken leitenden Staatsmännern, denn unsereins ist ja doch nur ein solides und unbedeutendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft und ein sogenannter guter Bürger oder Spießbürger, der gern sein Glas Bier in aller Vernunft trinkt und gern sein möglichst gutes fettes nettes Essen isst und damit basta!

Staatsmänner sollen denken, bis sie gestehen, daß es ihnen grün und blau vor den Augen ist und daß sie Kopfweh haben. Ein guter Bürger soll nie Kopfweh haben, vielmehr soll ihm immer sein gutes Glas Bier in aller gesunden Vernunft schmecken, und er soll des nachts sanft schnarchen und schlafen. Ich heiße so und so, kam dann und dann zur Welt, wurde dort und dort ordentlich und pflichtgemäß in die Schule gejagt, lese gelegentlich die und die Zeitung, bin von Beruf das und das, zähle so und so viele Jahre und verzichte darauf, viel und angestrengt zu denken, weil ich Kopfanstrengung und Kopfzerbrechen mit Vergnügen leitenden und lenkenden Köpfen überlasse, die sich verantwortlich fühlen. Unsereins fühlt weder hinten noch vorn Verantwortung, denn unsereins trinkt sein Glas Bier in aller Vernunft und denkt nicht viel, sondern überläßt dieses sehr eigenartige Vergnügen Köpfen, die die Verantwortung tragen. Ich ging da und da zur Schule, wo ich genötigt wurde, den Kopf anzustrengen, den ich seither nie mehr wieder einigermaßen angestrengt und in Anspruch genommen habe. Geboren bin ich dann und dann, trage den und den Namen, habe keine Verantwortung und bin keineswegs einzig in meiner Art. Glücklicherweise gibt es recht viele, die sich, wie ich, ihr Glas Bier in aller Vernunft schmecken lassen, die ebenso wenig denken und es ebenso wenig lieben, sich den Kopf zu zerbrechen wie ich, die das lieber andern Leuten, z. B. Staatsmännern, freudig überlassen. Scharfes Denken liegt mir stillem Mitglied der menschlichen Gesellschaft gänzlich fern und glücklicherweise nicht nur mir, sondern Legionen von solchen, die, wie ich, mit Vorliebe gut essen und nicht viel denken, so und so viele Jahre alt sind, dort und dort erzogen worden sind, säuberliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind wie ich, und gute Bürger sind wie ich, und denen scharfes Denken ebenso fern liegt wie mir und damit basta!

Quelle: Walser, Robert: Basta. In: Walser, Robert: Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte. Band I 8: Prosastücke. Kleine Prosa. Der Spaziergang. Herausgegeben von Barbara von Reibnitz. Basel: Stroemfeld/Schwabe 2016, S. 85–88.

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Robert Walser (1878–1956): Schweizer Schriftsteller

Cassius: Gaius Cassius Longinus (vor 85 v. Chr. – 42 v. Chr.), hoher römischer Beamter, leitete mit Brutus die Verschwörung gegen Cäsar.

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Joseph von Eichendorff: *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage*
Wolf Biermann: *Willkommenslied für Marie*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie das Gedicht *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage* (1854) von Joseph von Eichendorff (Textbeilage 1) und den Liedtext *Willkommenslied für Marie* (1982) von Wolf Biermann (Textbeilage 2).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Inhalte der beiden Texte kurz wieder.
- Untersuchen Sie die formale und sprachliche Gestaltung sowie die Kommunikationssituation der beiden Texte.
- Deuten Sie vergleichend die Sicht auf die Welt, die in den beiden Texten zum Ausdruck kommt.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Joseph von Eichendorff: *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage* (1854)

Noch singt der Wind, der durch die Bäume
Am Fenster lind vorüberzieht,
Das Meer von fern in deine Träume,
Du Dichterkind, ein Schlummerlied. 4

Doch wenn dereinst die Segel schwellen:
Glücksel'ge Fahrt durch Ebb' und Flut,
Lenzfrischen Hauch beim Klang der Wellen,
Ein fröhlich Herz in Gottes Hut! 8

Und so mag dich von Strand zu Strande
Ein milder Wind hinüberwehn
Einst zum geheimnisvollen Lande,
Wohin wir Alle hoffend sehn. 12

Quelle: Eichendorff, Joseph von: *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage*. In: Eichendorff, Joseph von: *Werke in sechs Bänden. Band 1: Gedichte. Versepen*. Herausgegeben von Hartwig Schultz. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 469–470.

INFOBOX

Joseph von Eichendorff (1788–1857): deutscher Dichter der Romantik

Dichterkind: Eichendorff schrieb das Gedicht für den Sohn seines Dichterkollegen Lebrecht Dreves

Pate: *hier* Patenkind; das Kind, für das jemand die Patenschaft übernimmt

Aufgabe 1 / Textbeilage 2

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Wolf Biermann: *Willkommenslied für Marie* (1982)

Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein Marie, du dunkle Sonne Daß wir dich warfen in diese Welt Schlaf ein, du Dickmadonne	4
Schlaf ein mit einem hellen Traum Von Milch und nassen Küssen Du wirst noch bald genug aus deiner Wiege steigen müssen	8
Marie, deine Wiege ist bemalt Mit Blumenangebindchen In dieser Kiste lagen schon Viel allerliebste Kindchen	12
Aus Tannenholz stabil gebaut Ist deine schöne Wiegen Es könnten nochmal hundert Jahr Die Menschlein in ihr liegen	16
Um deine Wiege drumherum Wuchern die Waffenwälder Du liegst im Schlachtfeld mittendrin Marie, und bist du älter	20
Wird keine Luft zum Atmen sein Und nichts mehr da zum Essen Die Erde wird uns Menschenvolk Wohl ganz und gar vergessen	24
Ja von uns alln, von dir, von mir Von all den Menschentieren Wird keines mehr geboren hier Und keines mehr krepieren	28
Die Erde wird ein öder Stern Wie andre öde Sterne Und wenn ich daran denk, Marie Dann leb ich nicht mehr gerne	32

Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein
Marie, du dunkle Sonne
Daß wir dich warfen in diese Welt
– schlaf ein, du Dickmadonne 36
Schlaf ein mit einem hellen Traum
Von Milch und nassen Küssen
Du wirst noch bald genug aus deiner Wiege steigen müssen 40

Quelle: Biermann, Wolf: Willkommenslied für Marie. In: Biermann, Wolf: Verdrehte Welt – das seh' ich gerne. Lieder, Balladen, Gedichte, Prosa. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1985, S. 52–53.

INFOBOX

Wolf Biermann (geb. 1936): deutscher Lyriker und Liedermacher; seine Tochter Marie wurde 1980 geboren; das Lied erschien 1982 auf dem Album *Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein*

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Robert Musil: *Der Riese Agoag*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie die Erzählung *Der Riese Agoag* (1927) von Robert Musil (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen.
- Analysieren Sie anhand ausgewählter Beispiele, wie die ironische Haltung des Erzählers zur Hauptfigur sprachlich und inhaltlich zum Ausdruck gebracht wird.
- Deuten Sie die Erzählung im Hinblick auf ihren Titel.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Robert Musil: *Der Riese Agoag* (1927)

Wenn der Held dieser Erzählung das Hemd aufstriefte, kamen zwei Arme zum Vorschein, die so dünn waren wie die Schatten unter den Augen einer Jungfrau; wenn er einer Frau Eindruck machen wollte, konnte es geschehen, daß ihr etwas erstaunter Blick auf seinem Scheitel ruhte; und als ihm einmal eine stattliche Schöne überraschend ihre Gunst schenkte, kam sie auf den Einfall, ihn „mein Eichhörnchen“ zu nennen. Darum las er in den Zeitungen nur den Sportteil, im Sportteil am eifrigsten die Boxnachrichten und von den Boxnachrichten am liebsten die über Schwergewichte. Sein Leben war dementsprechend unglücklich.

Aber er ließ nicht ab, den Aufstieg zur Kraft zu suchen. Weil er nicht genug Geld hatte, um in einen Verein einzutreten, und weil Sport ohnedies nach neuer Auffassung nicht mehr das verächtliche Talent eines Leibes, sondern ein Triumph der Moral und des Geistes ist, suchte er diesen Aufstieg allein. Es gab keinen freien Nachmittag, den er nicht dazu benutzte, um auf den Zehenspitzen spazierenzugehen. Wenn er sich unbeobachtet wußte, griff er mit der rechten Hand hinter den Schultern vorbei nach den Dingen, die links von ihm lagen, oder umgekehrt. Das An- und Auskleiden beschäftigte seinen Geist als die Aufgabe, es auf die entschieden anstrengendste Weise zu tun. Und weil der menschliche Körper zu jedem Muskel einen Gegenmuskel hat, so daß der eine sich streckt, wenn der andere sich beugt, oder sich beugt, wenn jener sich streckt, gelang es ihm, sich bei jeder Bewegung die unsagbarsten Schwierigkeiten zu schaffen. Man kann behaupten, daß er an guten Tagen aus zwei völlig fremden Menschen bestand, die einander unaufhörlich bekämpften. Wenn er aber nach solchem ausgenutzten Tag ans Einschlafen ging, so spreizte er alle Muskeln, deren er überhaupt habhaft werden konnte, noch einmal gleichzeitig auseinander, und dann lag er in seinen eigenen Muskeln wie ein Stückchen fremdes Fleisch in den Fängen eines Raubvogels, bis ihn Müdigkeit überkam, der Griff sich löste und ihn senkrecht in den Schlaf fallen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß er bei dieser Lebensweise unüberwindlich stark wurde. Aber gerade, als er, ehe dies geschah, einmal vierzehn Tage lang seine Übungen ausgesetzt hatte, bekam er Streit auf der Straße und wurde von einem dicken Schwamm von Menschen verprügelt.

Bei diesem schimpflichen Kampf nahm seine Seele Schaden, er wurde niemals wieder ganz wie früher, und es erschien lange fraglich, ob er ein Leben ohne alle Hoffnung werde ertragen können. Da rettete ihn ein großer Omnibus. Er wurde zufällig Zeuge, wie ein riesiger Omnibus einen athletisch gebauten jungen Mann überfuhr, und dieser tragische Unfall wurde für ihn zum Ausgangspunkt eines neuen Lebens. Der Athlet wurde sozusagen vom Dasein abgeschält wie ein Span oder eine Apfelschale, wogegen der Omnibus bloß peinlich berührt zur Seite wich, stehenblieb und aus vielen Augen zurückglotzte. Es war ein trauriger Anblick, aber unser Mann nahm rasch seine Chance wahr und kletterte in den Sieger hinein.

Das war nun so: Für fünfzehn Pfennige durfte er, wann immer er wollte, in den Leib eines Riesen kriechen, vor dem alle Sportsleute zur Seite sprangen. Der Riese hieß Agoag. Das bedeutet wohl Allgemein geschätzte Omnibus-Athleten-Gesellschaft; denn wenn man Märchen erleben will, muß man heute sehr klug sein. Unser Held saß nun auf dem Verdeck und war so groß, daß er alles Gefühl für die Zwerge verlor, die auf der Straße wimmelten. Unvorstellbar, was sie miteinander zu sprechen hatten. Er freute sich, wenn sie erschrocken hopsten. Er schoß, wenn sie die Fahrbahn überquerten, auf sie los wie ein großer Köter auf Spatzen. Er sah auf die Dächer der eleganten Privatautos, die ihm sonst geradezu einschüchternd vornehm erschienen waren, – nun, er sah im Bewußtsein der eigenen Zerstörungskraft etwa auf sie wie ein Mensch, mit einem Messer in der Hand, auf die lieben Hühner in einem Geflügelhof. Man braucht durchaus nicht viel Phantasie dazu, bloß logisches Denken, um ihm zu folgen. Denn wenn es richtig ist, was man sagt, daß Kleider Leute machen, weshalb sollte das nicht auch ein Omnibus können? Man hat seine riesige Kraft an oder um, und wenn man sich einen ritterlichen Helden mit einem Panzer denken kann, weshalb nicht auch mit einem Omnibus? Und die großen Kraftnaturen der Weltgeschichte? War ihr verwöhnter Leib das furchtbar Große an ihnen oder war es der Machtapparat, mit dem sie ihn zu umgeben wußten? Und was ist es, dachte unser Mann in seinem engeren Gedankenkreis, mit allen den Edelleuten des Sports, welche die Könige des Boxens, Laufens und Schwimmens als Höflinge umgeben, vom Manager und Trainer bis zu dem Mann, der die blutigen Eimer wegträgt oder den Bademantel um die Schultern legt: verdanken diese zeitgenössischen Nachfolger der alten Truchsessin und Mundschenken ihre persönliche Würde ihrer eigenen oder den Strahlen einer fremden Kraft?

Man sieht, der Held dieser Geschichte hatte sich vergeistigt. Er benutzte nun jede freie Stunde zum Omnibusfahren. Sein Traum war ein umfassendes Streckenabonnement. Und wenn er es erreicht hat und nicht gestorben, erdrückt, überfahren worden, abgestürzt oder in einem Irrenhaus ist, fährt er damit noch heute. Allerdings, einmal ging er sogar so weit, eine Freundin auf den Omnibus mitzunehmen, um sie auf die Probe zu stellen, ob sie geistige Männerschönheit zu würdigen wisse. Und da war in dem Riesenleib ein winziger Parasit mit dicken Schnurrbartspitzen, der lächelte die Freundin frech an, und sie lächelte zehn Minuten lang zurück; ja, er flüsterte ihr im Vorbeistreifen sogar etwas zu. Unser Held kochte vor Wut; er hätte sich gerne auf den Nebenbuhler gestürzt, aber so klein dieser neben dem *Riesen Agoag* aussehen mußte, in dessen Leib war er gut doppelt so breit als unser Held. Da stieg dieser aus und überhäufte seine Freundin mit Vorwürfen. Aber, siehe, sie antwortete: Ich mache mir gar nichts aus starken Männern, ich liebe nur Omnibusse! – Damals ahnte dem Entdecker des Omnibus, daß irgend etwas an seiner Entdeckung nicht stimme; aber wie das schon so ist, solche Ahnungen gehen vorüber.

Quelle: Musil, Robert: *Der Riese Agoag*. In: Musil, Robert: *Gesammelte Werke in neun Bänden. Band 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches*. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 585–587.

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Robert Musil (1880–1942): österreichischer Schriftsteller; ab 1938 lebte er in der Schweiz im Exil

Die vorliegende Erzählung wurde 1927 erstmals in der *Vossischen Zeitung* veröffentlicht. Eine zweite, überarbeitete Fassung erschien 1936 in der von Musil zusammengestellten Textsammlung *Nachlaß zu Lebzeiten*.

Der Name des Riesen **Agoag** ist eine Anspielung auf die Allgemeine Berliner Omnibus AG (ABOAG).

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Carolina Schutti: *Eulen fliegen lautlos*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie die Kapitel 10 und 12 aus der Novelle *Eulen fliegen lautlos* (2015) von Carolina Schutti (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Handlung der beiden Kapitel kurz wieder.
- Analysieren Sie für beide Kapitel die Erzählperspektive und die sprachliche Gestaltung.
- Untersuchen Sie die Naturbeschreibung(en) hinsichtlich ihrer Funktion.
- Deuten Sie die beiden Kapitel im Hinblick auf die Beziehungen der Figuren zueinander.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Carolina Schutti: *Eulen fliegen lautlos* (2015)

10.

Über Nacht ist es kalt geworden. Ein eisiger Wind pfeift durch die lichten Stämme, der Jungwald ist hier kaum kniehoch. Die weiß angestrichenen Spitzen der kleinen Bäume lehnen sich gegen die rostigen Stäbe, die ihnen Stütze und Schutz vor gefräßigem Rotwild sind.

Jakob hat seine Kapuze über den Kopf gezogen, er geht hinter seinem schweigenden Vater her. Bis auf den Wind und ihre Schritte hört man keinen Laut, nicht einmal aus Vaters Rucksack, in dem sonst die Salzlecksteine für das Wild bei jedem Schritt gegeneinanderschlagen. Die Sohlen brechen rhythmisch durch den Harsch, der Vater dreht sich nicht nach dem Kind um, er weiß, dass es wenige Schritte hinter ihm geht, er will es nicht anschauen, warum sollte er. Diese Augen, dieser verkniffene Mund, bis zum Abend wird sich der Blick gelöst haben, das ist immer so.

Schritt für Schritt stapft der Vater durch den Schnee, kleine Vertiefungen deuten den Weg an, den sie vergangene Woche gegangen sind. Doppelt so lange wie im Sommer brauchen sie für die Runde, sind den ganzen Nachmittag unterwegs.

Der letzte Futterstand ist in Sichtweite, Jakob ist müde, ihm ist kalt. Aus der Ferne sieht er neben der Raufe ein dunkles Bündel liegen, es ist kein Holzstoß, kein ausgestreutes Heu. Der Vater beschleunigt seinen Gang, er hat es also auch gesehen, eine Aufregung wird es geben, das weiß Jakob in dem Moment, als der Vater seinen gebeugten Rücken durchdrückt und die Handschuhe in die Jackentaschen steckt.

Ein Kadaver liegt im Schnee, ein Kitz. Der Vater berührt es zuerst mit der Schuhspitze, bückt sich dann, dreht das Tier um. Keine Bissspuren, keine Verletzung. Bis auf die Abdrücke der Hufe sind auch keine anderen Tierspuren zu entdecken.

Jakob steht einige Schritte entfernt, weißer Hauch steht vor seinem Mund.

Komm her, schau zu!, brüllt der Vater, das passiert, wenn man zu wenig isst.

Er zieht Jakob am Arm zu sich her, reißt ihm den Handschuh herunter und drückt Jakobs Hand gegen die Rippen des Tiers, boxt ihn durch die Winterjacke hindurch auf den Brustkorb und schreit plötzlich nicht mehr, sondern lacht.

So ist das, so. Und jetzt?

Der Vater fragt laut in Jakobs Ohr hinein, doch das Kind bleibt stumm, schaut nur, zieht nicht einmal den Handschuh wieder an.

Der Vater weiß genau, dass Jakob nicht antworten wird, aber er fragt trotzdem so laut in sein Ohr hinein, dass es schmerzt. Soll der verdammte verkniffene Blick ein Angstblick sein vor dem Kadaver und vor seinem lauten Wort.

Der Vater zieht den Salzstein aus dem Rucksack und legt ihn selbst zur Futterstelle, lockert mit beiden Händen das Heu, schaut ein bisschen herum. Dann

wirft er sich das tote Kitz über die Schulter und bedeutet Jakob mit einem Zucken seines Kinns, den leeren Rucksack zu nehmen.

Der Handschuh liegt noch im Schnee, Jakob bückt sich erst, als der Vater an ihm vorbeigegangen ist, die Hand ist so kalt, dass er das Innenfutter nicht mehr spürt. Weich müsste es sein, warm, wie an der anderen Hand. 40

Rascher als vorhin geht es jetzt, der Vater macht große Schritte in der eigenen Spur.

Jakob bleibt zurück, doch der Vater stapft weiter, dreht sich nicht nach ihm um. 45

[...]

12.

Keine Arbeit heute, sagt der Vater, zieht euch an, wir wollen etwas unternehmen!

Und er klatscht laut in die Hände, dreimal hintereinander, schnalzt mit der Zunge und öffnet die Kühlschrantür.

Dass man bei der Kälte nicht draußen essen könne, sagt die Mutter, und ob, sagt der Vater und legt Hirschwurst und Käse auf den Tisch: Die Sonne scheint, das Eis wartet, wir müssen uns wieder einmal vergnügen! 50

Die Mutter verzieht kurz den Mund, packt trotzdem das Essen in Papier, setzt Wasser auf und gießt es in die große Thermoskanne.

Zieh dich an, sagt sie zu Jakob, du hast gehört.

Der Atem steht weiß vor Jakobs Mund, die Baumstämme sind zur Hälfte mit Raureif überzogen und der Schnee kracht bei jedem Schritt. Sie brauchen lange bis zum See, der Vater bleibt immer wieder stehen und deutet auf Eiszapfen, auf Tierspuren, auf Anhäufungen des Schnees. Jakob muss raten, was sich darunter verbirgt, und dann zertritt der Vater die Schneehauben und zeigt einen Wacholderstrauch, einen Haufen Äste, einen großen Stein. Er prüft, wer am weitesten werfen kann, und lacht, weil er gewinnt: Jetzt wisst ihr, was ihr an mir habt!, ruft er und stößt die Mutter vor Übermut rücklings in den Schnee. Hilft ihr hoch wie ein Gentleman und klopft ihr fest den Hintern ab, damit sie nicht friert. 55
60

Der See liegt wie ein weißer Teller zwischen den Bäumen. Zuerst wird gegessen, dann geht es los! 65

Jakob will nicht, aber er darf den schönen Tag nicht verderben, die Mutter gibt ihm einen Schubs und der Vater zieht ihn hinaus. Die Schneedecke ist dünn wie ein Tischtuch, ihre Spuren legen sofort das dunkle Eis frei.

Am Abend trinkt Jakob die heiße Suppe, in große Wollsocken (vom Vater) hat die Mutter warme Kirschkerneln eingelegt: Die Füße müssen warm bleiben, sonst wird man krank. 70

Er wird schon nicht krank, nicht nach diesem wunderbaren Tag, ruft der Vater und zwickt der Mutter in die Brust. Und reibt sich vor Vergnügen die Hände, teilt die Karten aus.

Jetzt spiel!, ruft er und lacht.

75

Jakob hält den Fächer und zieht und legt und überlegt und die Mutter muss passen, bleiben der Vater und er, und er gewinnt.

Und jetzt gewinnt er auch noch, was für ein Tag. Sag: Was für ein Tag.

Quelle: Schutti, Carolina: *Eulen fliegen lautlos*. Innsbruck: Laurin 2015, S. 47–49 und S. 51–53.

INFOBOX

Carolina Schutti (geb. 1976): österreichische Schriftstellerin

Die Novelle *Eulen fliegen lautlos* handelt von Jakob, der mit Mutter und Vater in einer ländlichen Gegend aufwächst.

Salzleckstein: kleiner, gepresster Salzblock, der Wild- und Weidetieren zur Versorgung mit Salz dient

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Alfred Döblin: *[Der Eisschrank]*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie die Erzählung *[Der Eisschrank]* (um 1930) von Alfred Döblin (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz den Inhalt der Erzählung wieder.
- Analysieren Sie die Entwicklung des Gesprächs zwischen den beiden Figuren und ihre Argumentation.
- Untersuchen Sie die Sprache der Figuren.
- Deuten Sie, wofür der Eisschrank stehen könnte.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Der vorliegende Text folgt der bearbeiteten Fassung der Herausgeberin.

Alfred Döblin: *[Der Eisschrank]* (um 1930)

Ein Mann hatte einen Eisschrank gekauft und in die Küche tragen helfen, in einen Winkel, entfernt vom Herd, damit er nicht, wie der Mann sagte, zu stark erhitzte oder gar Feuer fange.

„Feuerfangen“ meinte die Frau „das ist doch bei einem Eisschrank unmöglich.“

5

Er gab aber nicht nach, bis der Schrank in der geschützten Ecke stand, und dann setzte er sich mit der Frau an den Küchentisch, und sie betrachteten beide das neue weiße Möbel. Gespannt hockten beide. Nach einer Weile gab der Apparat ein kleines Schnurren von sich, das wurde stärker; es waren rhythmische Stöße und Puffe, es ließ nach, alles war wieder still, der Apparat stand weiß und blank, verschwiegen in seiner Ecke.

10

Der Mann tauschte einen Blick der Genugtuung mit der Frau. Er sagte:

„Ein Eisschrank ist nicht so etwas wie ein Stuhl oder ein Tisch. Wir haben hier genug Stühle und Bilder und Bücher. Aber ein Eisschrank kann kaputt gehen, von sich aus. Ein Stuhl kann auch kaputt gehen; er kann wacklig werden, ein Bein kann brechen, – ein Bild kann herunterfallen. Aber dann liegt es doch an dem Nagel, oder beim Stuhl am schlechten Leim oder so. Aber ein Eisschrank kann von sich aus kaputt gehen. Er hat es in sich. Dann arbeitet er nicht mehr.“

15

20

Sie hörten befriedigt das neue Summen und leise Rütteln und Schnurren des Apparats.

„Schön, was?“ meinte der Mann, „da weiß man doch, daß man was im Hause hat.“

25

„Ja“ sagte die Frau „ich will gleich alles einräumen. Es hält sich alles besser. Viel haben wir ja nicht hineinzutun, für zwei Leute. Brauch ich noch weniger einholen gehen.“

„Er spart Arbeit“ sagte der Mann. Er konnte die Augen nicht von dem Apparat nehmen. „Da kannst du dich mehr pflegen, man spart Schuhsohlen, man braucht nicht anstehen, man hat gleich alles da.“

30

„Wenn man es hat“ seufzte die Frau.

„Ja, das kann natürlich der beste Eisschrank nicht leisten, daß er auch gleich alles Nötige in sich hat. So weit darf man mit seinen Ansprüchen nicht gehen. Du dachtest wohl, mit einem Eisschrank kann man die wirtschaftlichen Fragen einer Zeit lösen, – alles, was der Krieg

35

ruiniert hat, – die Schwierigkeiten des Transports, Mangel an geübten Arbeitskräften, – nein das kann man von einem Eisschrank nicht verlangen. Daß er quasi jeden Morgen aufspringt, frisch aufgefüllt und uns präsentiert, was wir heute essen werden. Ja solchen Eisschrank möchte ich sehen.“ 40

Er lachte. Die Frau meinte bekümmert: „Für einen andern haben wir eigentlich wenig Verwendung, Paul.“

„Sage das nicht, Olga. Du wirst deine Freude an ihm haben. Mit einem Hund wollte ich nicht kommen, Katzen magst du nicht. Ein Goldfisch bringt auch nicht Leben ins Haus. Da sagte ich mir: zu deinem Geburtstag schenke ich dir einen Eisschrank. Er paßt in die Küche. Er ist ein Möbel und er ist auch kein Möbel. Du wirst sehen, er ist empfindlicher wie eine Uhr. Es ist ein Präzisionsfabrikat. Ehe du dich umdrehst, ist er kaputt, und kein Mensch ist da, der ihn repariert.“ 45 50

Die Frau sperrte Mund und Augen auf.

„Wo ist“ erläuterte weiter der Mann, der seiner Sache sicher war und offenbar alle ihre Einwände vorsah „wo ist der Unterschied von einem Kind, einem kleinen Kind? Wir haben keins und sind zu alt, um eins zu haben. Aber nimm einmal an, wir hätten eins, schließlich hat man ein Pflichtgefühl und setzt sich nicht faul in die Ecke. Nimm einmal an, wir hätten ein Kind: finden wir da gleich einen Doktor, einen Spezialisten, und wenn, wer sagt uns, daß er das Kind gesund macht? Ich hab mir gesagt: da sind wir mit dem Eisschrank noch besser dran. Denn er kann eine Weile unbenutzt stehen; ein Kind schreit und schreit und schließlich ist es hin. Das kann einem Eisschrank nicht passieren. Ein paar Geräusche mehr oder weniger, und dann steht er eben. Er steht. Du kannst deiner Wege gehen. Es erwachsen dir, wenn du willst, keine weiteren Unkosten, aus seinem Ableben. Ich habe mir alles überlegt. 55 60

Ich dachte an einen Hund. Aber ein Hund will ausgeführt werden. Ein Hund kratzt und bellt. Entweder ist es ein männlicher Hund oder ein Weibchen. Ein Weibchen hat seine Zeiten und bringt dir Nachwuchs ins Haus, das Männchen läuft frei herum, und wenn es ein schöner Hund ist, wird er von anderen gefangen, und diesen schönen Hund bist du los. Ein Eisschrank bellt nicht, er wird nicht läufig und jungt nicht, und stehlen, wer wird heutzutage einen Eisschrank stehlen, wo man nichts hineinzustellen hat?“ 65 70

Wehmütig blickte die Frau den Mann an, sie fragte nicht wieder: „Wozu brauche ich dann einen Eisschrank?“, sie ließ ihm seinen Willen, es war ihr Geburtstagsgeschenk, sie dankte ihm. 75

Quelle: Döblin, Alfred: [Der Eisschrank]. In: Döblin, Alfred: Gesammelte Werke. Band 2: Die Ermordung einer Butterblume. Gesammelte Erzählungen. Herausgegeben von Christina Althen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2013, S. 579–581.

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Alfred Döblin (1878–1957): deutscher Schriftsteller und Arzt

Die vorliegende Erzählung entstand vermutlich um 1930 und wurde 2001 von Christina Althen zum ersten Mal herausgegeben. Da die Erzählung in Döblins Manuskript keinen Titel hatte, wählte die Herausgeberin [*Der Eisschrank*] als Titel.

Der darin beschriebene **Eisschrank** gehört zum Typus der Kompressorkühlgeräte, die während des Kühlvorgangs Geräusche erzeugen. Diese kamen etwa zur Entstehungszeit des Textes in Deutschland neu in den Handel und stellten eine Innovation dar. Erst ab den 1950er-Jahren setzten sich in Europa Kühlschränke in Privathaushalten durch.

einholen: einkaufen

jungt: bekommt Junge

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Michael Ende: *[Schweres schwarzes Tuch]*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie die Erzählung *[Schweres schwarzes Tuch]* (1984) von Michael Ende (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie die Situation, in der sich der Tänzer befindet.
- Analysieren Sie den Aufbau und die sprachliche Gestaltung des Textes.
- Untersuchen Sie, wie der Tänzer seine Umgebung und sich selbst im Verlauf der Erzählung wahrnimmt.
- Deuten Sie, wofür die dargestellte Situation stehen könnte.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Michael Ende: *[Schweres schwarzes Tuch]* (1984)

Schweres schwarzes Tuch, nach den Seiten und nach oben sich im Dunkeln verlierend, hängt in senkrechten Falten hernieder, die bisweilen, vom unmerklichen Luftzug bewegt, ein wenig hin und zurück wehen.

Man hatte ihm gesagt, dies sei der Vorhang der Bühne, und sobald er sich zu heben begönne, solle er unverzüglich mit seinem Tanz beginnen. Es war ihm eingeschärft worden, sich nur ja durch nichts irritieren zu lassen, denn bisweilen sähe es von hier oben so aus, als sei der Zuschauerraum nichts als ein leerer, finsterer Abgrund, bisweilen schiene es aber auch, als blicke man auf das emsige Treiben eines Marktes oder einer belebten Straße, auf ein Schulzimmer oder auch einen Friedhof hinunter, doch dies alles sei Sinnestäuschung, kurzum, er solle, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, welchen Eindruck er habe, ob jemand ihm zusähe oder nicht, gleichzeitig mit Aufgehen des Vorhangs anfangen, sein Solo zu tanzen.

So stand er nun also, Standbein und Spielbein gekreuzt, die rechte Hand hängend, die linke locker auf die Hüfte gestützt, und erwartete den Beginn. Von Zeit zu Zeit, wenn die Ermüdung ihn zwang, wechselte er diese Stellung, sozusagen in sein seitenverkehrtes Spiegelbild sich verwandelnd.

Noch wollte der Vorhang nicht aufgehen.

Das wenige Licht, das irgendwo aus der Höhe kam, war auf ihm versammelt, doch war es kaum stark genug, daß er die eigenen Füße sehen konnte. Der Kreis der Helligkeit, der ihn umgab, ließ ihn gerade noch das schwere, schwarze Tuch vor sich erkennen. Das war sein einziger Anhaltspunkt für die Richtung, in der er sich halten mußte, denn die Bühne lag in völligem Dunkel und war weitläufig wie eine Ebene.

Er überlegte sich, ob es wohl überhaupt Kulissen gab und was sie darstellen mochten. Für seinen Tanz waren sie nicht weiter wichtig, aber er hätte doch gern gewußt, in welcher Umgebung man ihn sehen würde. Ein Festsaal? Eine Landschaft? Gewiß würde mit Aufgehen des Vorhangs auch die Beleuchtung wechseln. Dann wäre auch diese Frage geklärt. Er stand und wartete, Standbein und Spielbein gekreuzt, die linke Hand hängend, die rechte nachlässig auf die Hüfte gestützt. Von Zeit zu Zeit, wenn die Ermüdung ihn zwang, wechselte er die Position, sich abermals in das seitenverkehrte Spiegelbild seines Spiegelbildes verwandelnd.

Er durfte sich nicht zerstreuen lassen, denn jeden Augenblick konnte der Vorhang sich heben. Dann mußte er mit Leib und Seele präsent sein. Sein Tanz begann mit einem mächtigen Paukenschlag und einem wirbelnden Furioso von Sprüngen. Wenn er den Einsatz versäumte, war alles verloren, er würde den verpaßten Takt nie wieder einholen. In Gedanken ging er noch einmal alle Schritte durch, die Pirouetten, Entrechats, Jettées und Arabesques.

Er war zufrieden, alles war ihm gegenwärtig. Er war sicher, daß er gut sein würde. Er hörte schon den Applaus aufbranden wie goldenes Meeresrauschen. Auch

das Remercieren nahm er noch einmal durch, denn es war wichtig. Wer es gut machte, konnte damit bisweilen den Beifall beträchtlich verlängern. Während er das alles bedachte, stand er und wartete, Standbein und Spielbein gekreuzt, die rechte Hand hängend, die linke leicht auf die Hüfte gestützt. Von Zeit zu Zeit, wenn die zunehmende Ermüdung ihn zwang, wechselte er die Haltung, sich von neuem in das seitenverkehrte Spiegelbild seines gespiegelten Spiegelbildes verwandelnd. 45

Der Vorhang hob sich noch immer nicht, und er fragte sich, was die Ursache dafür sein mochte. Hatte man vielleicht vergessen, daß er schon hier auf der Bühne stand, bereit zum Beginn? Suchte man ihn womöglich in seiner Garderobe, in der Kantine des Theaters oder gar zu Hause, suchte händeringend und verzweifelt? Sollte er sich vielleicht bemerkbar machen ins Dunkel der Bühne hinein, rufen oder winken? Oder suchte man ihn überhaupt nicht, sondern war die Vorstellung aus irgendeinem Grund verschoben worden? Fiel sie am Ende ganz aus, ohne daß man ihm davon Mitteilung gemacht hatte? Vielleicht waren alle längst schon fortgegangen, ohne sich daran zu erinnern, daß er hier stand und auf seinen Auftritt wartete. Wie lange stand er denn schon hier? Wer hatte ihm überhaupt diesen Platz zugewiesen? Wer hatte ihm denn gesagt, daß dies der Vorhang sei und daß er, sobald dieser aufgezogen werde, mit seinem Tanz beginnen solle? Er begann nachzurechnen, wie oft er sich wohl schon in sein Spiegelbild und das Spiegelbild seines Spiegelbildes verwandelt haben mochte, untersagte es sich aber sogleich wieder, um nicht etwa vom plötzlichen Aufgehen des Vorhanges überrascht zu werden und verwirrt, seines Parts nicht mehr inne, hilflos ins Publikum zu starren. Nein, er mußte ruhig und konzentriert bleiben! 50 55 60 65

Aber der Vorhang regte sich nicht.

Nach und nach wich seine anfängliche glückliche Erregung einer tiefen Erbitterung. Er hatte das Gefühl, daß Schindluder mit ihm getrieben wurde. Er wäre am liebsten von der Bühne gerannt, um sich irgendwo lautstark zu beschweren, um seine Enttäuschung, seine Wut jemand ins Gesicht zu schreien, um Krach zu machen. Aber er war sich nicht sicher, wohin er laufen mußte. Das Wenige, was er von dem schwarzen Tuch vor sich sah, war ja seine einzige Orientierung. Wenn er diesen seinen Platz verließ, würde er in der Dunkelheit herumtappen und unfehlbar jede Orientierung verlieren. Und es konnte sehr gut geschehen, daß gerade in diesem Augenblick der Vorhang aufgezogen würde und der Paukenschlag des Beginns ertönte. Und er stünde dann am völlig falschen Platz, die Hände wie ein Blinder vorgestreckt, womöglich den Rücken zum Publikum. Unmöglich! Ihm wurde heiß vor Scham bei dieser Vorstellung. Nein, nein, er mußte unbedingt bleiben, wo er war, wohl oder übel, und abwarten, ob und wann man ihm ein Zeichen geben würde. Er stand also, Standbein und Spielbein gekreuzt, die linke Hand schlaff hängend, die rechte schwer auf die Hüfte gestützt. Von Zeit zu Zeit, wenn die Erschöpfung ihn zwang, wechselte er die Pose, sich zum wer weiß wievielten Male in sein Spiegelbild verwandelnd. 70 75 80

Irgendwann gab er den Glauben daran auf, daß der Vorhang sich je öffnen würde, wußte aber zugleich, daß er seinen Platz nicht verlassen konnte, da ja die Möglichkeit, daß er sich wider alle Erwartung doch noch öffnete, nicht auszuschließen war. Er hatte es längst aufgegeben, zu hoffen oder sich zu ärgern. Er 85

konnte nur stehen bleiben, wo er stand, was auch immer geschehen oder nicht geschehen mochte. Ihm lag nichts mehr an seinem Auftritt, ob dieser nun ein Erfolg oder ein Fiasco werden würde oder auch gar nicht stattfinden sollte. Und da ihm sein Tanz nichts mehr bedeutete, vergaß er einen um den anderen alle Schritte und Sprünge. Er vergaß über dem Warten schließlich sogar, warum er wartete. Aber er blieb stehen, Standbein und Spielbein gekreuzt, vor sich das schwere schwarze Tuch, das sich nach oben und nach den Seiten im Dunkeln verlor. 90

Quelle: Ende, Michael: *[Schweres schwarzes Tuch]*. In: Ende, Michael: *Der Spiegel im Spiegel. Ein Labyrinth*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2006, S. 45–48.

INFOBOX

Michael Ende (1929–1995): deutscher Schriftsteller

Die Erzählung *[Schweres schwarzes Tuch]* ist in der Erzählsammlung *Der Spiegel im Spiegel. Ein Labyrinth* erstmals 1984 erschienen. Die einzelnen Erzählungen tragen keine eigenen Titel, im Inhaltsverzeichnis werden jeweils die Textanfänge als Titel angeführt.

Pirouetten, Entrechats, Jettées und Arabesques: Tanzfiguren

remercieren: *hier* sich beim Schlussapplaus verbeugen

Standbein und Spielbein: Das Spielbein ist dasjenige Bein, das bei einem Bewegungsablauf ohne Gewichtsbelastung eine Bewegung ausführt, während das Standbein am Boden bleibt und das Körpergewicht trägt.